

## Besprechungen.

### Urchristentum.

Das Urchristentum. Apologetische Abhandlungen von Dr. Franz Meffert. Drei Teile. (VIII u. 528 S.) M.-Gladbach 1920, Volksvereinsverlag G. m. b. H. M 15.—

Die Erforschung des Urchristentums hat in den letzten Jahren auf katholischer Seite nicht geruht. Die Erörterung der Stellung Cyprians zum Primat, die Beweiskraft des Irenäuszeugnisses über die römische Kirche, die erfolgreichen Grabungen in San Sebastiano, denen wir neue Beweise für den Aufenthalt und Tod des Apostelfürsten Petrus in Rom verdanken, regten zu lebhaftem Gedankenaustausch, zu Rede und Widerrede an. Auffällig starke Beachtung hat die neueste Bestreitung der Echtheit von Matth. 16, 18 gefunden; es möchte scheinen, als ob in diesem Falle die Abwehr allzuscharf eingestellt war. Ihre schwergerüstete Gelehrsamkeit steht in keinem rechten Verhältnis zu der These Harnacks und ihrer Begründung. Die Apostelgeschichte erfreute sich einer ausgesprochenen Vorliebe. Es sei nur an die neuen Übersetzungen erinnert, die im Laufe der letzten Jahre erschienen. Belsler, Gladder, Haesler, Meinerz, Pieper, Schumacher, Steinmann, Weber und andere haben in Artikeln und Monographien oder in größerem Zusammenhang eine Reihe von Einzelfragen behandelt.

Mit der Urkirche besonders beschäftigt sich außer einer Reihe von lateinisch geschriebenen Traktaten, wie z. B. der umfassende dogmatische des P. Straub, die von der Kritik günstig aufgenommenen Bearbeitungen von Batiffol-Seppelt, Urkirche und Katholizismus, und St. v. Dunin-Borkowski, Die Kirche als Stiftung Jesu, beide im wesentlichen geschichtlich eingestellt.

So wurde der Wunsch wach nach einer zusammenfassenden Darstellung des Urchristentums, die alle die Fragen und Antworten, Forschungen und Ergebnisse in einem Bilde vereine. Einen solchen Überblick in volkstümlicher Form schenkt uns F. Meffert, der rührige Apologet des Volksvereins.

Das Werk ist für weitere Kreise geschrieben; dadurch ist seine Anlage und Form bedingt. Da heute es kaum eine Erörterung in der wissenschaftlichen Theologie gibt, die nicht alsbald einem größeren Leserkreis vorgelegt wird, so mußte sich Meffert tatsächlich mit allen einschlägigen Fragen auseinandersetzen und deshalb auch die neuere Literatur ausgiebig verwerten. Nur so konnte er seinen Zweck erreichen, ein Handbuch und Nachschlagewerk zu schaffen, das reich und zuverlässig orientiert, klares Urteil und sichere Begründung und gesichtetes Material bietet für Vortrag und Unterricht.

Das Werk ist noch nicht abgeschlossen; der vierte Teil steht aus; er soll eine der drängendsten Fragen behandeln: Urchristentum und Mysterienwesen, die gewiß eigene Behandlung und eigene Besprechung verdient.

Die bereits vorliegenden Teile bringen eine überraschende Fülle von Stoff. Die einleitenden Kapitel schildern den Schauplatz des werdenden Christentums: das römische Weltreich, und das Volk, das durch die aus ihm hervorgehende neue Religion Weltbedeutung gewann und verlor, die Juden. In Jerusalem bildet sich die Urgemeinde unter Leitung der Apostel und des Petrus; hier kommt der erste innerkirchliche Streit zum Austrag: Gesetz oder Freiheit? Hat der Alte Bund noch verpflichtende Kraft oder nicht? Die Frage hat in erster Dinte für die Heidenchristen Bedeutung. So rechtfertigt sich das Kapitel „Jesus und die Heidenmission“, dem die Schilderung der „Missionsfahrten des Apostels Paulus“ folgt.

Der zweite Teil führt uns nach Rom, in die Zeit der ersten Christenverfolgung unter Nero und ihrer hervorragendsten Opfer, Petrus und Paulus. Zwei für unsere sozial gerichtete Zeit belangreiche Aufsätze schließen die Betrachtung der innerkirchlichen Zustände des Urchristentums ab: „Der angeblich proletarische Charakter des Urchristentums“ und seine „karitativen Leistungen“.

Im dritten Teil erweitert sich der Gesichtskreis. „Urchristentum und Staat“ lautet die erste Überschrift. Wie kam es zum Kampfe mit der Weltmacht? Welches waren die Phasen dieses Kampfes? Die Antwort gibt ein Überblick über die äußere Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte der Kirche, von Domitian bis Galerius und Maximinus Daza und dem Toleranzerdict von Mailand. Die Schilderung der Christenverfolgung leitet naturgemäß über zur Frage der „Martyrerverehrung“. Man hat versucht, heidnischen Toten- oder Heroenkult als die Quellen der christlichen Martyrerverehrung nachzuweisen. Beide Ausstellungen werden abgelehnt: Parallelentwicklung in manchen Zügen, keine Abhängigkeit. —

Leider läßt diese knappe Übersicht den Inhalt und seinen Reichtum nicht ahnen. Ich möchte daher versuchen, an einem Beispiel die Arbeitsweise des Verfassers darzulegen, etwa am dritten Kapitel: „Die Urgemeinde“ (S. 72—127). I. Der Schauplatz, Palästina, gibt Gelegenheit, die Bodenständigkeit der Evangelien und die Geschichtlichkeit der Person Christi zu beleuchten. — II. Die Entwicklung der Urgemeinde. Die Grundtatsache ist die Auferstehung Christi, die Messert kurz und treffend gegen neueste Deugner verteidigt. — III. Der angebliche Kommunismus der Urgemeinde baut dem zweiten Teile vor. — IV. Die Organisation der Urgemeinde zeichnet das Bild der Urkirche, an ihrer Spitze Petrus. Wie kommt Petrus zu dieser Stellung? So muß hier die Echtheit von Matth. 16, 18 f. berührt und bewiesen werden unter Heranziehung der Ergebnisse der letzten Erörterung dieser Frage. — V. Das Glaubensbekenntnis der Urgemeinde. — „Christusverehrung“ und „Sakramentalismus“ waren in der Urkirche ebenso zu Hause wie in unserer Zeit. Was das besagen will im Kampfe um das geschichtliche Bild Christi und seiner Lehre, liegt auf der Hand. — VI. Wachstum und Verfolgung enthält die Schilderung der Mission in Palästina, nach den ersten zehn Kapiteln der Apostelgeschichte. — VII. Die Endschicksale der Urgemeinde umfassen die Verfolgung der Apostel unter Agrippa, die Flucht des Petrus, nicht nach Rom, sondern wahrscheinlich in die Provinzen, an die sein Brief gerichtet ist. Die letzten Jahrzehnte vor dem Krieg werden kurz gestreift. Mit der Flucht der Christen nach Pella schließt der Abschnitt.

Die Literatur wird ausgiebig verwertet und in besonnener Auswahl vorgelegt, bis zur neuesten herab: Ich nenne Gladde (Unsere Evangelien), Bihlmeier (Die syrischen Kaiser), Kiehl (Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums). Ähnlich gute Dienste wie Kaufmann, Handbuch der altchristlichen Epigraphik, kann Kirchs Kirchengeschichtliche Textsammlung leisten (Enchiridion fontium historiae Ecclesiae antiquae). Die Namen Deißmann, Harnack, Wendland, Zahn und andere zeigen des Verfassers Vertrautheit mit den einschlägigen Werken nicht-katholischer Forscher, zu denen er Stellung nimmt in dankbarer Anerkennung oder in sachlich vornehmer Polemik.

Das weitläufige Thema bringt es mit sich, daß mancherlei Fragen gestreift und erörtert werden mußten, die zurzeit keine einhellige Antwort finden. Einige Belege: „Die „Jakobusklauseln“ faßt Messert im moralischen Sinn, als Sittengesetz (164); Ignatius ist am 20. Dezember 107 in Rom als Märtyrer gestorben (363); mit Pieper hält Messert dafür, daß der von Justin bezeugte Aufenthalt Simon Magus' in Rom Anlaß für Lukas war, diesen in seiner Apostelgeschichte zu erwähnen (120); die geheimnisvolle Macht, die nach 2 Thess. 2, 5 ff. das Kommen des Antichristi aufhält, ist wahrscheinlich das Römerreich (312); in der Streitfrage, ob den Christenverfolgungen ein eigenes Gesetz zugrunde lag, entscheidet sich Messert für Annahme eines Gesetzes: non licet christianos esse (336); in der Zahl 14 des Matthäischen Stammbaumes Christi sieht er den Zahlenwert des Namens David (111); die Entstehung der Heidenchristengemeinde in Antiochien wird in Verbindung gebracht mit der Aufnahme des Cornelius durch Petrus (124). Mit Recht stellt Messert den Kaiserkult als den gewaltigsten Gegner des Christentums dar (326 ff.); aber seine Bedeutung liegt doch mehr auf politischem als auf religiösem Gebiet. Nach den Zeiten des Augustus und des von ihm gebrachten Friedens folgte ein jäher Niedergang des Kaiserkultes und zumal seines religiösen Gehaltes, verschuldet durch die ablehnende Haltung des Tibertius, sowie die Persönlichkeit eines Caligula, Claudius, Nero. Als das Christentum seinen Weg begann, war der Kaiserkult Ergebenheitsbezeugung mit religiöser Verbrämung, nichts weiter. Und da er sich in den ersten Jahrzehnten nicht feindlich zum Christentum stellte, so werden wir auch in der urchristlichen Literatur eine grundsätzliche Bezugnahme auf den Kaiserkult nicht erwarten. Ich glaube nicht, daß der Christustitel Kyrios aus dem bewußten und gewollten Gegensatz zum Kaiserkult entstanden ist; für Paulus liegt eine andere Auffassung bestimmend nahe: in der Septuaginta fand er das Wort in seinem Vollsinn, gebraucht für Jahve, den einzigen Gott. Allerdings mußte der Kyriostitel für den Christen zugleich eine Abweisung aller göttlichen Ansprüche des Kaisers bedeuten. Ähnliches gilt von andern Kultworten, wie Parusie, Epiphanie usw.

Für das erste Kapitel des Buches wünschte ich bei der folgenden Auflage eine eingehendere Berücksichtigung des aramäischen Ostens. Das Reich der parthischen Großkönige war zur Zeit der ersten Glaubensboten eine Macht, mit der man in Rom ernstlich rechnete. Seine gewaltige, zusammenhängende Ländermasse war nicht nur politisch durch die Arsakiden geeint, sondern besaß im Aramäischen auch eine einheitliche Verkehrssprache. So schied der Euphrat, dessen Oberlauf die politische Grenze bildete, im wesentlichen zwei Kulturkreise, Morgenland und Abendland. Damit soll nicht geleugnet werden, daß im Partherreich und seinen Tributärstaaten bis nach Indien hin das Griechische verstanden und in den alten Seleukidengründungen auch gesprochen worden sei; ebenso greift ja das Aramäische weit in das

römische Gebiet hinein. In Syrien und Palästina blieb es die Sprache des Volkes, die nur in den Siedlungen der Makedonen und Griechen teilweise oder völlig von der Koine verdrängt wurde. In den großen Umschlagplätzen des Handels, wie Antiochien und Edessa, erklangen beide Sprachen nebeneinander.

Es ist diese Feststellung nicht ohne Bedeutung für die Geschichte des Urchristentums. Denn sie zeigt uns, daß dem Evangelium nicht nur die Wege nach Westen offenstanden. Für eine östlich gerichtete, aramäische Weltmission waren die Bedingungen ähnlich günstig, ja in einer Beziehung noch günstiger, da ja die Frohbotschaft zuerst in aramäischer Sprache verkündet wurde. Allerdings fand das Christentum tatsächlich im Westen besseren Boden, erfolgreichere Apostel. Aber es zogen doch auch aramäische Sendboten aus auf den Karawanenstraßen gen Osten. Weider fließen über ihr Wirken die Quellen allzu spärlich; es fehlt uns ein aramäischer Lukas, der, ähnlich dem Paulusjünger, den Weg des Evangeliums in das Zweistromland, in die Persis und bis zum fernen Indien hin aufgezeichnet hätte. Immerhin stehen uns einige geschichtlich brauchbare Angaben zu Gebote. P. Dahlmann (Die Thomaslegende. Ergänzungshefte der Zeitschr. 107) und P. Wäh (Der hl. Thomas, der Apostel Indiens, Aachen 1918) find den Spuren des Apostels Thomas nachgegangen. Die Entdeckung der Chronik von Arbela durch P. Mingana O. P. in Mosul, die Übertragung und Einführung, die ihr Sachau gab (Die Chronik von Arbela. Ein Beitrag zur Kenntnis der ältesten Kirchengeschichte des Orients, Berlin 1915) haben unsere Kenntnisse der urchristlichen Mission im Osten wesentlich erweitert. Allgeier hat im „Katholik“ (95, 1916, 383 ff.) auf die Bedeutung dieser Chronik hingewiesen. Neuestens hat Haase sie herangezogen, um die kirchengeschichtlichen Bedingungen für die älteste syrische Übersetzung der Heiligen Schrift festzustellen („Lübinger Theol. Quartalschrift“ 101, 1920, 266 ff.). Eine kurze Zusammenstellung der Ergebnisse bietet das letzte Kapitel des Schriftchens „Antiochien, ein Mittelpunkt urchristlicher Missionstätigkeit“ (Aachen 1920, 38 ff.). Hoffentlich werden weitere Funde das Dunkel aufhellen, das über den Anfängen der Kirche des Ostens liegt. Aber die bisher bekannten Tatsachen genügen, um darzutun, daß die Umwelt des Urchristentums Westen und Osten umfaßt, das griechische Sprachgebiet wie den aramäischen Kulturkreis.

Die Form der Darstellung entspricht den praktischen Zwecken des Buches. Es will apologetisch sein und läßt deshalb Feind und Freund zu Worte kommen; es will Handreichung sein für vielbeschäftigte Leiter von Vereinen und Kursen und bietet deshalb den Stoff in übersichtlicher Gliederung; es wendet sich an weiteste Volkskreise und redet deshalb eine verständliche Sprache, die nur hier und da im Sinne edler Volkstümmlichkeit auf den einen oder andern Ausdruck verzichten dürfte.

Alles in allem hat der Verfasser seinen Zweck voll erreicht. Nicht nur ein Lesebuch hat er geschaffen, sondern ein Handbuch, das trotz der Fülle der Fragen selten oder nie die Antwort schuldig bleibt.

Hans Freiherr von Soden, Geschichte der christlichen Kirche.

I. Die Entstehung der christlichen Kirche. II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. (Aus Natur und Geisteswelt, 690/691.) (138 u. 130 S.) Leipzig-Berlin 1919, Teubner. Je M 2.—

Die Bedeutung der beiden Hefte der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ ist eine zweifache: 1. Sie wollen den Ertrag der kritischen Betrachtung

und Forderung der urchristlichen Kirchengeschichte in kurzem Überblick geben. Soden ist sich bewußt, im großen Ganzen mit der Mehrzahl der liberalen Forscher übereinzustimmen. Harnack, einst sein Lehrer, ist ihm Führer geblieben, wenn auch nicht übersehen werden soll, daß v. Soden manchmal von ihm abweicht und den Ansichten der historischen Schule sein Gepräge gibt. 2. Aus seinem Zweck heraus ist das Werk ein Beitrag zu der im protestantischen Deutschland brennenden Kirchenfrage. Die letzten Seiten des zweiten Bändchens (124 ff.) behandeln „Religion und Kirche“. Sodens Lösung ist in der Wirklichkeit gerade so schwer und undurchführbar, wie sie als theoretische Formel einfach scheint: „. . . Jede Religion muß Kirche werden, wenn sie sich nicht verflüchtigen soll, und keine Religion darf ganz Kirche werden, wenn sie nicht erstarren soll. Zwischen zwei Abgründen führt steil und schmal der Weg zum Leben, zwischen der Verkirklichung und der Entkirchlichung der Religion“ (125).

Zweck der Kirche ist, „der Religion zu einem geschichts- und gesellschaftsfähigen Organismus zu verhelfen, damit das religiöse Erlebnis sich nicht mit dem Individuum verflüchtigt“, aber darin liegt andererseits die Gefahr, „die religiöse Gewißheit des Individuums auf etwas anderes zu stützen als den in ihm lebendigen Gott und dadurch zu brechen“ (125). Damit würde die Religion an Reinheit einbüßen, damit würde „ein System von Ideen und Riten“ (124), Dogma und Sakramente, absoluten Wert erhalten und „die lebendige Geschichte, Jesus, für seine Befestigung und Bekräftigung“ gehalten, d. h. das rechte Verhältnis umgekehrt werden. In dieser Umkehrung liegt nach v. Soden der Grundfehler jeder dogmatischen und institutionellen Kirche, der altkatholischen sowohl wie der katholischen und protestantischen.

Religion ist eben nicht „ein an sich objektiv, absolut feststehendes System von Tatsächlichkeiten, die das Individuum nur anzuerkennen hat“; sie ist nicht „anstaltliche Gnadenstiftung Gottes“ (123), sondern „Gottes- und Heilsgewißheit“ Kirche, Dogma und Kultus müssen der persönlichen Religion dienen. Die Verbindung mit Christus kann nur persönlich gewonnen, nicht „dogmatisch und institutionell gesichert werden“. —

So war es nach v. Soden im Urchristentum. Dies entstand als subjektiv persönliche Gewißheit: „Das war die Gottesgewißheit in Jesus selbst, und daß Jesus im Glauben der Seinen der Messias war“ (124). Aber wie die Urkirche sich von ihrem ersten Anfang an „katholisierte“, d. h. verweltlichte in dem guten Sinne der „Weltdurchdringung“ (125), so muß auch heute eine Katholisierung des Christentums einsetzen, die unserer Zeit, ihren Auffassungen und Ansprüchen gerecht wird (121/122). Wir müssen also zum Ausgangspunkt des Christentums zurückkehren; welcher ist das?

Nicht das Urchristentum; denn dieses ist selbst schon Ergebnis einer ersten Katholisierung. Also müssen wir darüber hinaus zur Religion Jesu vordringen: „Wir sind des Gottes gewiß, der der Vater Jesu Christi ist, und zwar nicht nur weil Jesus ihn so darstellte, sondern entscheidend, weil er sich an Jesus so bewährte“ (122). Diese Gewißheit ist das Heilsgut, „zunächst immer subjektiv, persönlich, auch wenn sie (was nicht das ausschließlich mögliche ist) an dem evangelischen Bilde Jesu gewonnen oder bestätigt wird“ (122).

Damit ist der Standpunkt des Verfassers gezeichnet, wenn auch nicht so klar, wie wir es wünschen möchten. Wir müssen fragen: Welche Rolle spielt denn nun

die geschichtliche Überlieferung und Darstellung in der Heilsgewißheit? Aber die grundsätzliche Erörterung dieser Frage liegt außerhalb des Themas, das v. Soden behandeln will.

Wie gelangt nun v. Soden zur Tatsache und zum Inhalt der Gottesgewißheit Jesu? Durch Ausschreibung aller Elemente, die das Urchristentum und die aus ihm hervorgehende katholische Kirche „katholisiert“ haben. Der Darstellung dieser katholisierenden Entwicklung sind die beiden Bändchen in der Hauptsache gewidmet.

Ein vorbereitendes Kapitel schildert die Welt des Urchristentums und die Voraussetzungen der christlichen Kirche: das römische Weltreich, das Judentum und seine zeitgeschichtliche Entwicklung, Jesus, seine Persönlichkeit und sein Evangelium. Die Entwicklung des Urchristentums vollzog sich in drei Stufen. Die erste Stufe ist die Zeit des Neuen Testaments; sie umfaßt die allmähliche äußere und innere Loslösung des Christentums von seinem Mutterboden, dem Judentum (I 51). Die zweite Stufe führt zur Auseinandersetzung und weitgehenden Verschmelzung mit der hellenistisch-römischen Kultur. Auf der dritten Stufe vollzieht sich die „Romanisierung“ des Christentums; nach schwersten Kämpfen verbindet sich die Kirche mit dem römischen Staat. — Die Grenzen der drei Abschnitte liegen etwa bei den Jahren 120—130, 220—230, 320—330.

Das erste Bändchen schildert die erste Stufe, die grundlegende Entwicklung, die als „die Anfänge der christlichen Kirche“ bezeichnet werden (51 ff.).

Ein Überblick führt ein in die Urgemeinde in Jerusalem und die erste Ausbreitung des Christentums nach Westen, im Römerreich. Die Quellen dieser Periode sind die neutestamentlichen Schriften. Zeitlich an erster Stelle stehen die „urchristlichen Apokalypsen“, die auch wesentlich den Gesamtaufriß der Evangelien bestimmt haben (66). Diese selbst sind „Kultlegenden“, die aber als solche nicht unwahr zu sein brauchen, Erzählungen, aus denen hervorgeht, daß „Jesus der Christus (Messias) ist und zum Weltgericht wiederkommen wird“ (72); ihnen sind Logia, Herrenworte, beigelegt. Die Apostelgeschichte ist das Buch des Apostolates. Sie stammt ebensowenig von Lukas wie der Brief an die Epheser, der zweite an die Thessalonicher, die Pastoralbriefe und der Hebräerbrief von Paulus.

Aus diesen Quellen läßt sich die Katholisierung des Christentums in seiner ersten Zeit erkennen. Paulus ist ihre überragende Gestalt, nicht rein religiöses Genie, sondern zugleich Theolog. Seine Tat ist es, „das Christentum als Religion der Erlösung gefaßt und seinen Schwerpunkt aus der ungewissen Zukunft in die erlebte Geschichte gerückt zu haben“ (93). Mit ihm beginnt der Syntretismus, dessen Zuspätkomme pharisäischer Rabbinismus und die im Diasporajudentum wirksame hellenistische Mystik sind.

Das Ergebnis ist dies: Jüdischen Einfluß verrät die Darstellung des Christentums als Offenbarungsreligion. Aus antiker Auffassung stammt die „Vergottung Christi“, Christusglaube und Christusmystik; wesentlich mystischer Natur ist die Erlösungsreligion. „Die ganze Welt des religiösen Zaubers zieht hier in das Christentum ein — wir dürfen sagen, um in ihm allmählich unterzugehen...“ (103). Denn die Erlösung ist nach Paulus nicht nur Entündigung von Schuld, sondern auch Befreiung von Dämonen. Moralischer Natur ist der „Jenseits- und Vergeltungsglaube“, wesentlich Hoffnung auf die bessere Zukunft.

Aber Ideen machen keine Religion aus. Das Christentum ist nicht nur Dogma, es ist Kult und Gemeinschaft; auch diese Elemente sind synkretistische Bildungen. Die Taufe, ursprünglich das einzige Sakrament, gedacht als „Versiegelung, die Kennzeichnung für das messianische Endgericht“ (111), ist entstanden aus der Verbindung von jüdischer Proselytentaufe und Johanneischer Bußtaufe mit hellenistischen Mysterientaufen. Sie stammt also geradezu wenig von Jesus wie das Abendmahl, das schon bei Paulus „massiv sakramentale Auffassungen“ enthält (116).

Die Kirche ist eigentlich eine „eschatologisch-apokalyptische Größe“, als solche präexistente; zugleich aber hat sie einen mythischen Sinn, insofern sie nämlich in den „Verufenen“ schon existiert. Ihre Ämter sind ursprünglich charismatisch: Apostel, Propheten, Lehrer. Erst später treten diesen lokale „klerikale“ Beamte zur Seite: Bischöfe, Presbyter, Diakone, die sich im Kampf mit den Geistträgern bald völlig durchsetzen. Die im Verfolg dieser Entwicklung gebildete Begriffsverbindung „Geist und Amt“ gehört zu den eschatologischen, überweltlichen Zügen des Urchristentums (127).

So ist schon in den ersten Zeiten des Christentums der Synkretismus erfolgreich eingedrungen. Das Evangelium Jesu hat Mühe, sich gegen die fremden Einflüsse zu behaupten und nicht völlig umgedeutet zu werden in „mystischen Naturalismus“ (95).

Die folgende Periode, die „altkatholische Kirche“ oder der „Frühkatholizismus“, zeigt im wesentlichen dieselbe Entwicklungsrichtung. Ihrer Darstellung gehört das zweite Bändchen. Den Abschnitt zwischen den Jahren 120—130 und 220—230 bezeichnet v. Soden als „das hellenistische Christentum“, weil in ihm der Kampf mit dem Hellenismus zum Austrag kommt. Sein Ergebnis ist die volle Ausgestaltung zum Katholizismus, „durch Ausschleibung des Widerstrebenden, reaktionärer Hemmungen und radikaler Übertreibungen“ (12). Die Hemmungen kamen weniger von seiten der Judenchriften, als von dem Wiederausleben des urchristlichen eschatologisch-apokalyptischen Enthusiasmus im Montanismus. Übertreibungen bedrohten in der Gnosis das Christentum mit vollständiger Auflösung und Verweltlichung, im asketischen Rigorismus mit extremer Weltflucht.

Das Ergebnis ist auf dem Gebiete des Dogmas eine Synthese aus rationaler Philosophie mit „supranaturaler“, d. h. mystisch-sakramentaler Theologie (53), ein „verkürzelter Gnostizismus“ (54). Der Kult ist wesentlich Fortentwicklung der Ansätze der ersten Periode. Die monarchisch-bischöfliche Verfassung der Einzelkirchen hat sich durchgesetzt; schon kündeten Synoden die kommende Gesamtorganisation, als deren Spitze sich das „Oberbischofsrecht“ (Primat) geltend zu machen versucht, aber nach v. Soden scharf zurückgewiesen wird (75).

So wurde der Katholizismus durch Ausschleiden aller Extreme zur „goldenen Mittelstraße im übrigens besten Sinn des Wortes“, „zur volkskirchlichen Mittelpartei der Sammlung, die kein Wahrheitselement verleugnen, aber auch keines durch einseitige Betonung oder überspannte Folgerung veräußern will“ (77).

Er ist ein Neues, aber unter den alten Formen des Urchristentums, ein Anfang, der der Ergänzung und Ausbildung bedarf. Beides brachte das 3. Jahrhundert und seine „alkatholische Kirche“ (79 ff.).

Es war die Zeit des gewaltigen Ringens mit der heidnischen Religiosität und der römischen Staatsgewalt. Das Christentum blieb Sieger, naturnotwendig; denn schon war die Zahl der Christen zu groß, die Organisation zu gefestigt, die Begründung der Lehre für jene Zeit zu überzeugend, ihre religiöse Kraft zu stark (85). Zugleich mit dem äußeren Kampf geht eine innere Entwicklung vor sich: das Christentum nimmt teil an der allgemeinen Richtung der Zeit auf „Universalismus und Vereinheitlichung“ (88). Das Lehrsystem wird im Widerstreit mit dem Neuplatonismus einheitlich ausgebaut; Origenes ist der Führer. Dem Angriff der Staatsgewalt muß eine Gesamtorganisation gegenübergestellt werden. Ihre Träger sind die Bischöfe, die jetzt mit ihren rechtlichen Befugnissen die religiöse Mittlerstellung, das volle Priesteramt vereinigen. So ward die Kirche zur „hierarchischen Heilanstalt“ (104). Das ist Cyprians System und großenteils Verdienst.

Das Kennzeichen dieser Periode ist die Erstarrung. Sie zeigt sich in Lehre und Institution, in Kultus und Verfassung. Der Geist ist gebunden in Formel und Statut. Parallel damit geht die Verweltlichung der Kirche, als deren Gegenwirkung die Aese auftritt, das Mönchtum sich ankündigt. Es steht freilich im Gegensatz zu seinem vorgeblichen Urbilde, dem Urchristentum, hat aber immerhin „so viel von dessen Geist und Kraft, daß aus dem Mönchtum alle religiösen Reformbewegungen hervorgegangen sind, die von nun an die Abschnitte der Kirchengeschichte bezeichnen“ (110).

Damit ist der Übergang gebahnt zu einer abschließenden Betrachtung, die in großen Zinien über das Mittelalter zur Reformation führt und zum Schluß die oben skizzierten grundsätzlichen Gedanken über Religion und Kirche bringt.

Für die Einzelkritik können wir auf Mefferts Urchristentum verweisen. Hier sollen nur einige Feststellungen gemacht, einige Fragen gestellt werden. B. Soden's Voraussetzungen sind mit der Schule gegeben, zu der er gehört. Sein Naturalismus lehnt, soviel ich sehe, jedes unmittelbare Eingreifen Gottes ab. Das Christentum wie sein Stifter steht mitten in der geschichtlichen Entwicklung und unterliegt lediglich und ausnahmslos ihren Gesetzen, wie alles rein menschlich Gewordene. Darum zollt es jeder Zeit und ihren Strömungen seinen Tribut. Heute stehen wir vor einer weitgehenden Entkirchlichung; morgen kann ein Drängen einsetzen zur neuen Katholisierung. Eine weitere Voraussetzung ist oben berührt, der Sensismus, die einseitige Auffassung der Religion als Sache des Gefühles und Erlebens. — Wir können diese Voraussetzungen nicht gelten lassen, geradesowenig, wie wir einverstanden sind mit der Meisterung der Quellen und ihrer Zeugnisse durch die kritische Schule.

Wie gelangt v. Soden auf Grund der vorliegenden Quellen zur Bestimmung der Religion Jesu als Gottes-Vatergewißheit, wie sie vor ihm Harnack in seinem „Wesen des Christentums“ beschrieben hat? Welche text- und literarkritischen Erwägungen bestimmen ihn, geradeso viel oder so wenig in den Evangelien stehen zu

lassen, alles andere zu streichen? Nach welchen Grundsätzen lassen sich die „wesentlichen Züge“ des geschichtlichen Jesusbildes bestimmen? Eine eigenartige Zwitterstellung nimmt v. Sodens Auffassung der Person und der Religion Christi ein. Neben der Äußerung, daß Jesus „als apokalyptischer Prophet“ aufgetreten sei, daß „das Reich für ihn eine streng apokalyptische jenseitige Größe“ gewesen sei, steht unmittelbar die Feststellung, daß sich Jesus doch „nur mit seinen Forderungen an die Menschen der Gegenwart beschäftigt“, und nicht über die „transzendenten Züge“ des Reiches spekuliert habe (I 46). Wie geht das zusammen?

Mit der eschatologischen Auffassung Jesu und seiner Predigt hängt wohl auch die Hypothese zusammen, daß „urchristliche Apokalypsen“ das erste christliche Schrifttum gebildet haben, weiterhin die Wertung des apokalyptischen Einschlages im Urchristentum und in der frühkatholischen Zeit. Gar so einfach liegt gerade an diesem Punkt die Sache nicht.

Für v. Soden wird die Lösung dieser und ähnlicher Fragen äußerst erschwert, ja aussichtslos, weil nach ihm die urchristlichen Schriften nicht lautere Quellen sind, sondern von vielfachen Zusätzen und getrübbte Minnsale — kann man es da wagen, nur aus innerer Kritik heraus das geschichtliche Bild Jesu und seiner Lehre wiederherzustellen? Es möchte scheinen, daß v. Soden allzuleicht über diese Schwierigkeiten hinweggeht. Leider erfahren wir auch nicht, warum das Pauluszeugnis so gar gering gewertet wird. Paulus beruft sich in seinen Briefen auf die Überlieferung, die er selbst überkommen habe, die Gemeingut der ersten Christenheit sei, weil sie zurückgehe auf den Herrn selbst — kaum 20 Jahre nach Christi Tode. Nach v. Soden ist dies Zeugnis nicht brauchbar, denn in diesen Überlieferungen steckt schon ein Stück Synkretismus. Und doch rührt sich keine Hand, um den verderblichen Einfluß Pauli vom Vermächtnis des Herrn fernzuhalten; denn der Streit, von dem uns die Quellen berichten, geht um das Gesetz und die Freiheit.

Hier liegen für das überkommene Christusbild der kritischen Schule Schwierigkeiten, die nur durch Voraussetzungen oder Willensargumente gelöst werden oder aber durch Berufung auf innere Kriterien, die sich objektiven Maßstäben entziehen. Daher kommt es wohl auch, daß sich in v. Sodens Darstellung ein Widerstreit bemerkbar macht, der Kampf der Idee mit dem Tatbestand der Quellen.

Im übrigen seien die Vorzüge des Werkes gerne anerkannt. Die Aufgabe, den ungeheuren Stoff auf zweimal 130 Seiten unterzubringen, ist im ganzen gelöst. Sie brachte die Notwendigkeit mit sich, die Linien zu vereinfachen; dabei ist es denn zu einer Verkürzung gekommen, die sich nur vom kritischen Standpunkte aus verstehen und rechtfertigen läßt.

Leider hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, auf die Verzeichnung katholischer Literatur zu verzichten; es gereicht das dem Buche nicht zum Vorteil. Die Sprache ist entsprechend, frei von verletzender Polemik, hie und da allzu gewählt auf Kosten klarer Einfachheit.

Germann Dietmann S. J.

## Umschau.

### Katholisches Neustudententum.

Als in enger Waffenbrüderschaft draußen Student und Werkmann gemeinsam standen und stritten, da war mehr als einmal in den studentischen Blättern dem Gedanken Raum gegeben worden, daß für das studentische Verbindungswesen eine neue Zeit anbrechen müsse, ausgeräumt werden soll mit so manchem alten Pops, um die echten Gedanken der Freundschaft und Gemeinschaft um so tiefer zu fassen und den Weg zur Volksgemeinschaft zu öffnen. Die traurigen Zeitläufte, die seitdem folgten, mußten diese Gedankengänge eigentlich noch verstärken; denn nie ist wohl der Mangel des Zusammenhangs zwischen Volk und Führer so bitter empfunden worden wie in den Tagen seit der Revolution, da auch äußerlich auseinanderbrach, was innerlich schon lang nicht mehr — vielleicht überhaupt nie verbunden war. Zwischen leider weiten Kreisen von Volk wie Studententum wurde die Kluft, die schon lange vorhanden war, nun erst als scharf trennender Abgrund, von vielen aber auch schon als schmerzlicher Riß empfunden, der trennt, was zusammengehört.

Das arbeitende Volk fühlte, als es zur Macht gekommen war, daß es nur Arm ist, solange die Geistesarbeit ihm nicht zur Seite steht, nur Kraft, die, wird sie nicht vom Geist durchdrungen, blind waltend zerstört, nicht klug schaffend aufbaut. Gewiß hatten in den Novembertagen 1918 verschiedene Geistesarbeiter den Stellungswechsel vollzogen. Aber die Zahl derer, die dies nicht aus kleinen Gründen noch aus weltfernem, unfruchtbarem Idealismus heraus taten, war zu klein, als daß sie Millionen durchgeistigen konnte. So wuchs von selbst die Achtung vor dem Geistesarbeiter wieder aus der Not der Zeit empor. Die Erkenntnis, daß die Geistesarbeit nicht ein notwendiges Übel sei, sondern den krönenden Abschluß der Arbeitspyramide bildet, ist, wenn auch unter Weh und Not, aus der eigenen Erfahrung heraus neugeboren. Auf dem X. Kongreß der christlichen Gewerkschaften Deutschlands November 1920 zu Essen verließ der Bergarbeiterführer Imbusch dieser Erkenntnis klaren Ausdruck und vergaß dabei auch der Folgerungen für die Lebensmöglichkeit und Bildungsmöglichkeit des Geistesarbeiters nicht.

Haben sich nun die Erkenntnisse der Kriegszeit auf der einen, des Nachkriegs auf der andern Seite wenigstens bei uns im christlichen, im katholischen Lager glücklich getroffen? Oder hat auch hier der Zusammenbruch von 1918 zum Aufbau bereite Hände niedergeschlagen? Gewiß, alle Blüten setzten auch hier nicht Frucht an. Aber dennoch ist die Ernte nicht aussichtslos, sondern voll guter Hoffnung. Die Bestrebungen, aus verstaubten Bräuchen sich herauszuwickeln und